

DEANA ZINSSMEISTER
Das Lied der Hugenotten



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Paris 1572. Katholische Soldaten überfallen in der schreckensreichen Bartholomäusnacht die Hugenotten. Der fünfjährige Pierre muss miterleben, wie alles Leben in seinem Zuhause ausgelöscht wird. Nur er kann sich mit der neugeborenen Schwester Magali verstecken. Als sein Vater Jacon die beiden findet, flüchtet er mit ihnen nach Lothringen, wo sie unter dem Deckmantel des Katholizismus ein neues Leben beginnen. Nicht einmal die Kinder wissen um ihre eigentliche Herkunft, denn Pierre kann sich nicht mehr an die furchtbaren Ereignisse erinnern. Nur seinem Freund Olivier erzählt er von den unerklärlichen Albträumen, die ihn immer wieder plagen. Doch dann erfährt Pierre durch einen Zufall die Wahrheit, und er trifft eine verhängnisvolle Entscheidung ...

Weitere Informationen zu Deana Zinßmeister
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Deana
Zinßmeister

Das Lied
der Hugenotten

Historischer Roman

GOLDMANN

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Zitat Psalm 23 aus: Bibeltext der Neuen Genfer Übersetzung – Neues Testament und Psalmen. Copyright © 2011 Genfer Bibelgesellschaft. Wiedergegeben mit freundlicher Genehmigung. Alle Rechte vorbehalten.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

2. Auflage

Originalausgabe Februar 2017

Copyright © 2017 by Deana Zinßmeister

Copyright © dieser Ausgabe 2017

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Trompe l'Oeil Portrait of a Lady (oil on canvas),
Colyer or Collier, Edwaert (c.1640–c.1707) / Ateneum Art Museum,
Finnish National Gallery, Helsinki, Finland/Bridgeman Images;
akg-images / Universal Images Group / Pascal Deloche / Godong;

FinePic®, München

Karten: Peter Palm, Berlin

Redaktion: Eva Wagner

AG · Herstellung: Str.

Satz: omnisatz GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48409-6

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Dieses Buch widme ich meinen Eltern,
die selbst eine dramatische Flucht
hinter sich gebracht haben.
Aber auch den Menschen,
die in der Bartholomäusnacht den Tod fanden
– einerlei, ob Hugenotte oder Katholik.

*Die Zahl der toten Leiber
man ganz unmöglich kennt.
So viele Männer wie Weiber
ohn' Aufenthalt und End'
färben in diesen Tagen
des Schreckens das Wasser rot,
um die Kunde zu tragen
bis nach Rouen ohne Boot.*

Neues Lied wider die Hugenotten,
erschieden kurz nach der Bartholomäusnacht,
unbekannter Verfasser

⇒ *Personenregister* ⇐

Die mit einem * versehenen Personen
haben tatsächlich gelebt.

Paris

Jacon Desgranges, Glashüttenbetreiber

Catherine Desgranges, seine Frau

Pierre Desgranges, sein Sohn

Magali Desgranges, seine Tochter

André, Hilfskraft bei Jacon Desgranges

Romain, Glasmacher bei Jacon Desgranges

Richard, Romains Sohn

Anne, Richards Frau, Romains Schwiegertochter

Jean, Romains Neffe

Charles Marty, Jacon Desgranges' Freund; Küchenchef im
Louvre

Cécile, Küchenmagd bei Marty

Frédéric Dubois, ein Tuchhändler

Philippe Rohan, ein hugenottischer Prediger

Karl IX.* (1550–1574)

König von Frankreich, Bruder von Marguerite de Valois

Katharina von Medici* (1519–1589)
Mutter von Karl IX. und Marguerite de Valois

Heinrich von Navarra* (1553–1610)
auch: Heinrich IV., Hugenottenkönig von Navarra
(historischer Staat zwischen Frankreich und Spanien)

Marguerite de Valois* (1553–1615)
Ehefrau von Heinrich von Navarra, Kosename: Margot

Heinrich III.* (1551–1589)
Herzog von Anjou, Sohn von Katharina von Medici; Bruder
von Karl IX. und Marguerite de Valois

Elisabeth von Österreich* (1554–1592)
Ehefrau von Heinrich III.

Henri I. de Lorraine, Duc de Guise (1550–1588)
französischer Adliger, mitverantwortlich für Colignys Tod

Elisabeth I.* (1533–1603)
Königin von England

Papst Gregor XIII.* (1502–1585)

Gaspard de Coligny* (1519–1572)
Admiral und Hugenottenführer, Vertrauter von Karl IX.

Charles de Téligny* (1535–1572)
Soldat, Diplomat und Colignys Schwiegersohn

Philippe Duplessis-Mornay* (1549–1623)
reformierter Theologe und Colignys Vertrauter

Eric, Colignys treuer Diener
Albert Lafontaine, Colignys Leibarzt

Ambroise Paré* (ca. 1510–1590)
Wundarzt von König Karl IX.

Charles de Louviers, Seigneur de Maurevert* (1505–1583)
Totschläger im Dienst Karls IX.

Jacques Nompar de Caumont La Force* (1558–1652)
hugenottischer Gouverneur

François de La Nue* (1531–5191)
ein Hugenottenführer

Monsieur Fontenay* (Vorname und Lebensdaten nicht
überliefert)
ein Hugenottenführer

Spire Niquet* (Lebensdaten nicht überliefert)
ein Buchbinder

Madame de Popincourt* (Lebensdaten nicht überliefert)
Ehefrau des königlichen Federwarenhändlers

Vernou-sur-Brenne

Olivier, Neffe von Claire Bercy
Colette, Nichte von Claire Bercy

Claire Bercy, Schwester der verstorbenen Mutter von
Olivier und Colette
Antoine Bercy, Claires Ehemann

Fleur, die gute Seele im Haus Desgranges

→ *Prolog* ←

Sie wusste, dass es mitten in der Nacht war, denn kein Sonnenstrahl fiel durch die Spalten der Fensterläden. Nur das schwache Licht des Mondes und die fast heruntergebrannten Kerzen erhellten ihre Kammer. Auch war es still im Haus. Alle schliefen. Ihr kleiner Sohn Pierre schlummerte eingekuschelt in ihren Armen. Das Holzschwert, das sein Vater ihm geschnitzt hatte, hielt er fest in der Hand. »Ich brauche das, damit ich dich und Magali beschützen kann«, hatte er gesagt, als sie ihn aufforderte, es auf dem kleinen Tisch abzulegen.

Zärtlich drückte sie einen Kuss auf Pierres Stirn. Als sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, konnte sie beobachten, dass er träumte. Immer wieder zuckten seine Lider, oder er verzog seinen kleinen Mund zu einem Lächeln. Plötzlich hörte sie eine leise Melodie. Ungläubig legte sie ihr Ohr nah an seine Lippen. Fürwahr, er summt im Schlaf eines der Lieder, die sie ihm vor wenigen Stunden vorgesungen hatte. Du bist ein aufrechter Hugenotte, dachte sie und legte den Kopf zurück aufs Kissen dicht an Pierres Stirn.

Doch dann schreckte sie hoch. Jacon war noch nicht zurück von seiner Fahrt in den Louvre. Er hätte sicherlich schon nach ihnen gesehen, wenn er zuhause wäre, überlegte sie. Allerdings hatte sein junger Begleiter André bei seiner Rückkehr prophezeit, dass Jacon und sein Freund Charles Marty sicherlich die Zeit vergessen würden, da der Koch ihren Mann nicht nur zu einem opulenten Essen, sondern auch zu einem guten Rotwein eingeladen hatte. Wahrscheinlich hat

mein armer Gatte nun einen Rausch, den er ausschlafen muss, kicherte sie leise.

Beruhigt kuschelte sie sich zurück an ihren kleinen Sohn. Selbst in der Nacht kühlte die Luft sich nicht ab. Nur zu gern hätte sie den Laden geöffnet, um Luft hereinzulassen, aber Pierre drückte sich eng an sie. Starr blieb sie liegen. Ihre beiden Körper waren mit einem feinen Schweißfilm überzogen. Sie zog die dünne Bettdecke zurück und versuchte zu schlafen, doch da hörte sie ihre neugeborene Tochter in der Wiege. Nun musste sie doch aufstehen. Vorsichtig löste sie sich von Pierre, damit er nicht wach wurde. Es war nicht gut, dass sie so kurz nach der Niederkunft das Bett verließ. Schon spürte sie einen Stich im Unterleib. Schmerzgebeugt schleppte sie sich die wenigen Schritte zur Wiege.

Magali war unruhig. Sicher hat sie Hunger, dachte Catherine. Ihre Tochter war erst wenige Stunden alt. Ihr Mann Jaccon wusste noch nicht, dass sie während seiner Abwesenheit entbunden hatte. Alles war sehr schnell gegangen und unkompliziert gewesen. Die Hebamme war in dem Augenblick gekommen, als die Fruchtblase platzte. Von da an hatte eine Wehe die nächste abgelöst. Innerhalb einer Stunde war ihre kleine Magali geboren.

Catherine nahm ihre Tochter aus der Wiege hoch und legte sich mit ihr im Arm zurück ins Bett. Allein diese kleine Anstrengung trieb ihr den Schweiß aus den Poren. Der Schmerz wurde stärker, aber sie war glücklich und streichelte dem Mädchen lächelnd über die Stirn. »Magali, meine Kleine! Ich kann es kaum erwarten, dich deinem Vater zu zeigen«, flüsterte sie.

Tränen brannten in ihren Augen. Lieber Gott, lass mir dieses Kind! Ihre Angst war riesengroß, dass sie das Mädchen ebenso verlieren könnte wie seine beiden Brüder.

Ihr kleiner Philippe war zwei Jahre nach Pierre zur Welt gekommen. Alles schien normal zu sein. Die Wehen, die Dauer der Geburt – alles war wie bei Pierre gewesen. Auch die Hebamme hatte nichts Ungewöhnliches festgestellt. Doch es war ihr nicht vergönnt gewesen, ihren Zweitgeborenen kennenzulernen. Sie hatte diesen heftigen Ruck in sich gespürt und sofort gewusst, dass etwas nicht stimmte. Urplötzlich, kurz vor der Geburt, kamen diese furchtbaren Schmerzen, die sich mit jeder Wehe steigerten, da Philippe einfach nicht aus ihr herauskommen wollte. Manchmal im Traum spürte sie noch heute die Hände, die sie fast zerquetscht hatten, um den Jungen herauszupressen. Als er endlich geboren war, sah sie am Blick der Hebamme, dass er nicht lebte. Die Nabelschnur hatte sich mehrmals um seinen Hals gewickelt und ihm die Luft abgedrückt. Er war im Mutterleib erstickt.

Man hatte Jacou hereingerufen, der traurig seinen Sohn betrachtete. Ihr jedoch wollte man das Kind nicht zeigen, weil sich viele Menschen vor dem Anblick eines Toten fürchten – selbst vor einem Neugeborenen. Aber nicht sie! Sie hatte geschrien, getobt, geweint und gefleht, bis sie ihr den Kleinen in den Arm legten. Seine Haut war noch warm und weich gewesen. Im Gegensatz zu seinem großen Bruder Pierre, der mehr ihr glich, hatte man in Philippes Gesichtszügen bereits die Ähnlichkeit mit seinem Vater erkennen können. Dichte, dunkle Haare hatten sein Köpfchen umrahmt. Obwohl der Erstickungstod Philippes kleines Gesicht bläulich verfärbt hatte, konnte man sehen, welch hübscher Junge er war.

»Wir müssen ihn rasch taufen, damit seine kleine Seele in den Himmel aufsteigen kann«, hatte die Hebamme hastig gemurmelt und Gott den Vater angerufen. Gemeinsam hatten sie das Vaterunser gebetet. Dann wurde ihr kleiner Sohn mit Wasser dreimal im Namen des Vaters, des Sohnes und des

Heiligen Geistes getauft. Nach dieser Nottaufe küsste sie Philippe ein letztes Mal die Stirn und legte ihn seinem Vater in den Arm, der ihn beerdigen ließ.

Die Erinnerung schmerzte bis heute. Sie war damals todunglücklich gewesen, und selbst ihr kleiner Pierre hatte sie nicht trösten können. Erst als sie spürte, dass neues Leben in ihr wuchs, söhnte sie sich mit ihrem Schicksal aus. Vier Monate nach Philippes Geburt war sie erneut schwanger, und ihre Freude darüber war übermächtig. Die Geburt des kleinen Jean verlief ohne Probleme, fast ohne Schmerzen und sehr schnell. Dieses Kind schien anders zu sein als seine beiden Brüder. Ihr drittborener Sohn glich weder ihr noch ihrem Mann Jacon. Aber sie erinnerte sich, dass ihre Großmutter väterlicherseits wie Jean feuerrote Haare gehabt hatte. Nicht nur sein Aussehen war anders, auch sein Wesen. Er war ein ungewöhnlich stilles Kind, das nur selten weinte.

Doch so ruhig, wie er auf diese Welt gekommen war, so leise ging er wieder fort. Jean war sieben Monate alt, als sie ihn eines Morgens tot in seinem Bettchen fand. Er lag friedlich da, ganz so, als ob er schlief. Sie wollte nicht glauben, dass er tot war. Doch Gott hatte ihnen auch ihren kleinen Jean genommen. Damals haderte sie mit ihrem Glauben. Warum, Gott, nimmst du mir auch dieses Kind?, hatte sie geschrien.

Nach Jeans Beerdigung wollte sie niemanden sehen. Weder ihren Mann noch ihren kleinen Pierre.

Heute, fast zwei Jahre später, zerriss es ihr das Herz, dass sie damals ihren Erstgeborenen vernachlässigt hatte. Ich habe mich an Pierre versündigt, da ich es ihn spüren ließ, dass er leben durfte und Philippe und Jean nicht, dachte sie. Zum Glück hatten ihre Brüder und Schwestern im Glauben sie auf den rechten Weg zurückgebracht. Auch Jacon hatte Mitgefühl mit seiner Frau und sie nicht verdammt und verstoßen.

Dank seiner Güte und seines Verständnisses fand sie zurück zu Gott, zu ihrem Glauben und in das Hier und Jetzt.

Sie streichelte glücklich über den kleinen Körper neben sich. Gott hatte Größe bewiesen und ihnen ein weiteres Kind geschenkt. Sie glaubte fest, dass ihr Mädchen gesund war und bei ihnen bleiben durfte. Zufrieden legte sie sich ihre Tochter an die Brust und schloss die Augen. Sie war mit Reichtum und Glück gesegnet, denn ihr war vergeben worden, dachte sie.

Pierre regte sich neben ihr. »Maman«, hörte sie ihn sagen. »Maman, ist es schon morgen?«, fragte er verschlafen.

»Nein, es ist noch mitten in der Nacht. Du kannst beruhigt weiterschlafen«, antwortete sie und wischte ihm sanft den Schweiß aus dem Gesicht.

»Ist Papa wieder da?«, wollte ihr Sohn wissen und gähnte herzhaft, wobei er sein Holzsword in die Höhe reckte.

»Nein, aber wenn du das nächste Mal wach wirst, ist Papa sicher wieder zurück aus Paris. Du kannst dein Schwert nun zur Seite legen. Alles ist ruhig. Wir sind sicher«, versuchte sie ihn zu überzeugen, doch er antwortete:

»Ich muss euch beschützen. Papa hat mir den Auftrag erteilt.«

Seufzend gab sie auf. Jacou muss seinen Sohn von dieser Pflicht entbinden, dachte sie.

Magali wimmerte.

»Was hat meine Schwester?«, hörte sie Pierre fragen. Schon hob er den Kopf und schaute zu ihr.

»Sie hat Hunger, aber sie ist noch so klein und muss erst noch lernen, wie man trinkt«, erklärte sie ihm.

»Morgen werde ich es ihr beibringen«, versprach er und legte sich zurück aufs Kissen. »Dann zeige ich ihr auch, wie man mit einem Schwert kämpft«, murmelte er und schlief ein.

Catherine schoss vor Glück die Tränen in die Augen. »Ja,

mein lieber Sohn. Das wirst du alles deiner kleinen Schwester beibringen«, flüsterte sie glücklich.

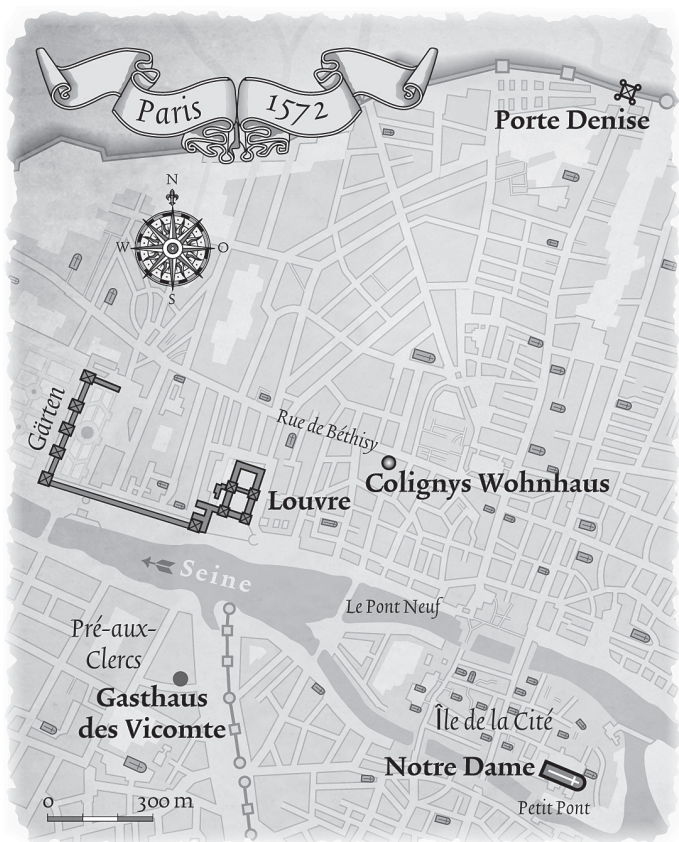
Sie war erschöpft und zugleich hellwach. Wäre doch nur Jacou hier, dachte sie.

Magali schlief ein, und Catherine legte sie neben sich.

Da hörte sie lautes Poltern an der Haustür. Jacou, dachte sie freudig. Doch dann hörte sie Andrés laute Stimme und das Gebrüll fremder Männer. Männerstimmen, die durcheinanderriefen. Ein eiskalter Schauer lief über ihren Körper.

Plötzlich ließ ein schriller Schrei Catherine zusammenzucken.

ERSTER TEIL



↔ Kapitel 1 ↔

22. August 1572 – zwei Tage vor der Bartholomäusnacht

Jacon Desgranges trat ans Fenster und hielt den Weinkelch ins Sonnenlicht. Mit angehaltenem Atem betrachtete er das tiefrote Glas, in dem sich das Licht brach. Er schloss ein Auge, um mit verschärftem Blick Fehler entdecken zu können. Vorsichtig drehte er den dünnen Stiel des Weinglases zwischen Daumen und Zeigefinger und strich mit dem Zeigefinger der anderen Hand über die beiden goldenen Lettern, die mit feinem Pinsel aufgetragen und eingebrannt worden waren. H und M – die Anfangsbuchstaben der Brautleute.

»Dieses Glas scheint ebenso makellos zu sein wie das vorherige«, murmelte er und atmete laut aus. Erleichtert entspannte er seine Gesichtszüge. »Sehr gute Arbeit, Romain«, lobte er den Glasmacher, dessen Miene sich ebenfalls aufhellte.

»Wie sieht es mit den restlichen Gläsern aus?«, fragte Jacou und legte das Weinglas vorsichtig in dem Kasten ab, der mit einem Strohpolster und einem Seidentuch ausgekleidet war. Dann sah er den Mann erwartungsvoll an.

»Wir liegen gut in der Zeit, Monsieur. Bevor Ihr gekommen seid, haben die Männer die Muster in die Perlen geritzt.«

Jacous Blick wanderte zurück zu dem Kelch, den er zufrieden betrachtete. »In solch einer Notlage zeichnet es sich aus, dass wir die besten Glasmacher der Umgebung beschäftigen. Sie behalten einen kühlen Kopf und konzentrieren sich auf ihr Handwerk.«

Romain nickte. »Hoffen wir, dass im Schloss kein erneutes

Malheur geschieht und Gläser zu Bruch gehen. Ich möchte nicht in der Haut derjenigen stecken, die die Weingläser beim Abräumen fallen gelassen haben.«

»Da hast du wohl recht. Obwohl wir die neuen Gläser sehr gut bezahlt bekommen, verspüre ich kein Verlangen, weitere Doppelschichten von meinen Arbeitern zu fordern«, erklärte Jacon.

Und der Glasmacher stimmte seufzend zu: »Die letzten Tage haben sie fast ununterbrochen am Schmelzofen gestanden und gearbeitet. Die Arbeiter sind müde und erschöpft«, erklärte er und fuhr sich mit der flachen Hand über das stoppelkurze Haar.

»Wie machen sich die beiden neuen Gesellen?«, wollte Jacon wissen.

»Sie haben sich sehr gut eingefügt und lernen ständig dazu.«

»Keinerlei Probleme, weil sie katholischen Glaubens sind?«

Romain schüttelte den Kopf. »Nein, nichts Gravierendes. Natürlich gibt es die üblichen Sticheleien. Einmal sind es unsere Brüder, einmal die Katholischen, die über den Glauben der jeweils anderen lästern. Aber nachdem ich ein Machtwort gesprochen habe, sind sie friedlich. Ich denke, Ihr müsst Euch nicht sorgen.«

»Das hört man gerne. Ich weiß, dass ich mich auf dich verlassen kann, Romain«, lobte er den Alten und klopfte ihm wohlgesonnen auf die Schulter.

»Ihr könnt Euch glücklich schätzen, dass man Eurer Werkstatt den Auftrag für die Gläser der Hochzeitsgesellschaft gegeben hat, Monsieur Desgranges. Wie es heißt, war auch das Brautpaar sehr angetan von der Schönheit Eurer filigranen Arbeit«, erwiderte Romain.

Jacon nickte. »Das ist wohl wahr. Dieser besondere Auftrag sichert uns einen guten Leumund in höheren Kreisen. Aller-

dings muss ich gestehen, dass ich recht verwundert war, dass man für die Gläser der Hochzeitstafel keinen katholischen Betrieb beauftragt hat.«

»Ihr seid zu bescheiden, Monsieur. Jedes Kind weiß, dass wir Hugenotten für außerordentliche Glasarbeiten bekannt sind – und diese Glasbläserei im Besonderen. Der Hof will nur das Beste. Zudem zeigt Ihr mit der Anstellung von zwei weiteren katholischen Gesellen, dass Ihr aufgeschlossen seid und keine Vorurteile habt«, erklärte der Glasmacher energisch.

Jacon hob den Blick und sah, wie der alte Mann nachdenklich wurde.

»Was überlegst du, Romain?«

»Die Vermählung zwischen Heinrich von Navarra und der Schwester des Königs wird hoffentlich dafür sorgen, dass endlich dauerhafter Frieden zwischen uns und den Katholiken herrscht. Seit mehr als zwanzig Jahren gibt es diesen Hass und das ganze Leid zwischen den beiden Religionen. Ich möchte keinen weiteren Glaubenskrieg erleben. Meine Enkelkinder sollen Seite an Seite und unbekümmert mit den katholischen Franzosen leben können. Es heißt, dass die Königmutter den König gedrängt habe, die Heirat zwischen seiner Schwester und unserem Heinrich einzufädeln.«

Jacon hob seine Schulter und ließ sie wieder sinken. »Als Karl IX. mit zehn Jahren den Thron bestieg, war es unvermeidlich, dass seine Mutter für ihn Entscheidungen treffen musste. Doch anscheinend ist er als zweiundzwanzigjähriger Mann noch immer nicht erwachsen genug, sein Land allein zu regieren. Katharina von Medici soll weiterhin erheblichen Einfluss auf ihren Sohn haben – was im Fall dieser Heirat sicherlich eine weise Entscheidung war. Sie sucht schon seit geraumer Zeit die Einigung mit uns Hugenotten. Sie ist keine katholische Fanatikerin.«

»Da Heinrich von Navarra beide Glaubensrichtungen kennt, setze ich meine Hoffnung in ihn, dass wir dieses Mal in Frieden nebeneinander leben können. Allerdings ist die Gefahr groß, dass er erneut wankelmütig werden und den katholischen Glauben seiner Frau annehmen wird. Schließlich hat er bereits dreimal die Konfession gewechselt«, gab der Glasmacher zu bedenken.

»Dreimal?«, fragte Jacon zweifelnd. »Ich war der Ansicht, dass er viermal konvertierte.«

»Heinrich wurde katholisch getauft«, erklärte Romain. »Kurz darauf konvertierten seine Eltern zum Calvinismus.« Er hob den Daumen in die Höhe. »Obwohl sein Vater, Antoine de Bourbon, Führer der Protestanten war, wurde er rückfällig, als ihn der französische König zum Generalleutnant ernannte. Er nahm erneut den katholischen Glauben an, und auch sein Sohn Heinrich konvertierte.« Roman nahm den Zeigefinger dazu. »Doch als der Vater vor fast zehn Jahren starb, drängte die Mutter ihren Sohn zurück zum Calvinismus, und Heinrich wechselte abermals den Glauben«, beendete der Alte seine Erklärung und hielt dabei drei Finger in die Luft.

Jacon überlegte. »Stimmt, es waren nur drei Wechsel.«

»Am Abend der Hochzeit von Heinrich und Marguerite haben wir im Wirtshaus auf das frisch getraute Ehepaar getrunken und uns darüber unterhalten. Ich hoffe inständig, dass Heinrich kein Katholik wird, allerdings kann ich mir vorstellen, dass seine Schwiegermutter darauf drängen könnte.«

»Nein, nein! Heinrich ist durch und durch Hugenotte und wird es bleiben«, versicherte Jacon. »Du weißt, Romain, dass Heinrich seinem Vater gehorchen musste. Seine Mutter hingegen blieb bis zu ihrem Tod Protestantin. Sehr tragisch, dass Jeanne von Navarra die Vermählung ihres Sohnes nicht mehr miterleben konnte«, erklärte er leise seufzend.

Romain nickte. »Ist es nicht seltsam, dass sie nur wenige Tage vor dem ursprünglichen Hochzeitstermin im Mai verstorben ist? Ihr wisst, dass man munkelt, Katharina von Medici habe sie vergiftet?«

»Unsinn! Diese bösen Zungen sollen schweigen! Welchen Grund sollte es dafür geben? Niemand weiß Genaueres, da bietet es sich natürlich an zu spekulieren. Nach ihrem Tod hatte ich sogar vermutet, dass man wegen des Trauerfalls die Hochzeit auf das nächste Jahr verschieben würde, doch das wäre sicherlich nur schwerlich durchzusetzen gewesen. Alle Vorbereitungen waren getroffen und die Gäste eingeladen, manche sogar schon angereist.« Jacou sah seinen Glasmacher verstimmt an. »Der milde Mai wäre den Mesdames und Mesdemoiselles sicher lieber gewesen als dieser heiße August. Ich konnte die Schweißperlen auf den geschminkten Gesichtern der Versammelten sehen, als ich die Gläser in den Louvre brachte. Die Lakaien haben bestimmt schwere Arme bekommen, als sie den eng eingeschnürten Frauen mit riesigen Wedeln aus Straußenfedern unentwegt Luft zufächeln mussten.« Immer noch grinsend schloss er die Holzkiste mit dem neu angefertigten Weinglas. »Lass uns zu den Arbeitern gehen. Ich will ihnen für ihre Bemühungen persönlich danken.«

Der Glasbläser nickte und nahm den schwarzen Kasten entgegen. »Ich vergaß, mich nach Eurer Gemahlin zu erkundigen«, sagte er zerknirscht und blieb auf halbem Weg zur Tür stehen.

»Danke der Nachfrage, Romain. Die Hitze macht auch meiner Catherine zu schaffen. Sie kann sich ob ihrer Leibesfülle kaum noch bewegen. Zum Glück ist die Hebamme der Ansicht, dass das Kind in den nächsten Tagen zur Welt kommen wird.«

»Dann wünsche ich Eurer Frau, dass sie bald niederkommt«, sagte der Alte und öffnete seinem Patron die Tür.

⇒ Kapitel 2 ⇐

Jacon Desgranges' Glashütte lag an einem Waldstück, eine Stunde Fußmarsch von Paris entfernt. Im Laufe der Jahre hatte er bescheidenen Wohlstand erlangt, der ihm gewisse Annehmlichkeiten erlaubte. So hatte er sich vor zwei Jahren eine Stadtwohnung am Rand der Innenstadt von Paris leisten können, in der er mit seiner Frau Catherine und dem fünfjährigen Sohn Pierre lebte. Dank der Mitgift seiner Frau war es Jacon möglich gewesen, die geforderte Pacht an den Grundherrn eines großen Waldgebiets zu zahlen. Dadurch konnte er sich das Brennmaterial für die Glashütte auf viele Jahre sichern, während andere Betriebe weiterziehen mussten, wenn ihr Geld nur für kleine Abholzflächen reichte. Ich werde es sicher nicht erleben, dass das Holz zur Neige geht und die Glashütte schließen muss, hatte Jacon damals gedacht, als er die mächtigen Stämme der Bäume betrachtete. Das war nun einige Jahre her, und bis jetzt war nicht einmal ein Viertel des Holzbestands aufgebraucht.

Der Glasfertigungsbetrieb der Desgranges war einer der größten im Umland und ernährte achtzehn Familien. Es war ein anspruchsvolles Handwerk, das im Schichtdienst rund um die Uhr arbeitete. Jeder Werkplatz bestand aus einem Meister, zwei Handwerkern und einem Anfänger. Es gab einen Schmelzer, der die geheimen Glasrezepte und die Rohstoffe kannte, die man für das Gelingen der Schmelze benötigte. Ein Strecker war der Fachmann für die Herstellung von Flachglas, das für Fensterscheiben genutzt wurde. Und ein Hafenbauer baute den Ofen, für dessen Beheizung ein Schürer zuständig war. Zudem benötigte eine Glashütte einen Pottaschensieder, der Holz zu Asche brannte, die zur Glasschmelze gebraucht wurde. Ein Glasmüller zerkleinerte das Quarzgestein, und

Holzfäller schlugen das Holz, brachten es zum Ofen, zerhackten es und lagerten es zur Trocknung. Laut Glasmachervorschrift war die Produktionsdauer von Ostern bis zum Martinstag im November befristet, sodass in den Wintermonaten Reparaturen an den Öfen vorgenommen und Brennmaterial fürs nächste Jahr geschlagen werden konnte.

Jacon hatte ein Gespür dafür, geeignete Arbeiter zu finden, auf die er sich verlassen konnte, sodass er nicht mehr selbst am Schmelzofen stehen musste. Seit geraumer Zeit kümmerte er sich ausschließlich um das Geschäftliche, den Verkauf seiner Glaswaren oder die Anbahnung neuer Aufträge. Trotzdem war es ihm als Hüttenherr wichtig, den Kontakt zu seinen Arbeitern zu halten. Mehrmals im Monat kam er zu der Glashütte, um die Arbeiten zu kontrollieren, aber auch um sich ihre Sorgen, Nöte und Beschwerden anzuhören. Jacou hatte keine Scheu, seine Männer zu rügen, wenn ihm etwas missfiel. Aber genauso lobte er sie für besondere Leistungen.

Die Wohnung des Glasmachers Romain befand sich in einem Gebäude, in dem auch die Unterkünfte der Glasmacher-gesellen lagen. Die anderen Arbeiter wohnten mit ihren Familien in einfachen kleinen Katen, die abseits der Glashütte, um das zentrale Gebäude des Hüttenbetriebs, platziert waren. In einem aus Holz gezimmerten Langschuppen befanden sich drei Öfen mit unterschiedlichen Funktionen. Im ersten Ofen, dem Frittofen, wurden die Rohstoffe zusammengeschmolzen. Der Klumpen, der dabei entstand, wurde anschließend im Werkofen geschmolzen und zu Gebrauchsgegenständen verarbeitet, die dann im Kühlofen gekühlt wurden. Alle drei Öfen waren aus mit gebrannter Schamotte versetzten Lehmziegeln gemauert. Der Frittofen war mit drei Metern Breite und drei Metern Höhe der größte. In seine untere halbrunde Öffnung wurde das Brennmaterial eingeführt. Aus den oberen Öffnungen entnahm man das flüssige Glas. Bei diesen Arbeitsvor-

gängen entstand Rauch, der durch das für eine Glashütte typische Rauchdach abzog. Der Hüttenboden aus festgestampftem Lehm sorgte für Kühle und war zudem feuerfest.

Jacon Desgranges und Romain betraten das Werksgebäude. Die sommerliche Augsthitze war schon unerträglich, doch die Hitze, die im Innern der Hütte herrschte, traf die Männer wie ein Keulenschlag. Die Luft war verdichtet von Rauch, Feuer und Wasserdampf. Kaum standen die beiden in der Hütte, brach ihnen der Schweiß aus, sodass ihnen in Sekundenschnelle die Kleider am Körper klebten. Jacon's Gesicht lief dunkelrot an, als ob ihn Fieber plagte. Durch den dichten Rauch brannten und tränkten seine Augen. Er blinzelte und wischte mit dem Ärmel die Tränen fort.

Romain stellte die Kiste mit dem Weinkelch im Regal für fertige Glaswaren ab und griff nach zwei Bechern, die er mit Bier aus einem Krug füllte. »Trinkt, Monsieur! Ihr seid diese Hitze nicht mehr gewohnt«, sagte er mit lauter Stimme, da er gegen den Lärm angehen musste.

Jacon griff gierig nach dem Becher und leerte ihn in einem Zug. Da bei der Glasherstellung hohe Temperaturen herrschten und zudem die Arbeit sehr anstrengend war, mussten alle Arbeiter ausreichend trinken. Deshalb waren die Hüttenherren vertraglich verpflichtet, genügend Flüssigkeit bereitzustellen. Zahlreiche Krüge mit kühlem Bier standen verteilt um jeden Arbeitsplatz. Ein Lehrjunge war ausschließlich damit beschäftigt, sie immer wieder aufzufüllen und den Schaffenden zu reichen.

Romain zog aus dem Hosenbund ein Tuch hervor. »Diese Hitze ist auch nichts mehr für mich alten Mann«, knurrte er verhalten und wischte sich mit dem Lappen über das gerötete Gesicht. Jacou nickte verständnisvoll und winkte den Lehrjungen herbei, der ihnen hastig nachschenkte.

Nach dem zweiten Becher fühlte Jacon sich erfrischt und trat dichter an einen der Schmelzöfen, den Hafen, heran. Fasziniert sah er den Glasmachern auf der hölzernen Arbeitsbühne zu, auf der sie während ihrer Arbeit standen. Nachdem die Glasmasse zwei Tage und Nächte hindurch geschmolzen worden war, tauchte der Einbläser nun die Glasmacherpfeife ins Glasbad. Er drehte die Eisenhälfte des über ein Meter langen Rohrs und entnahm flüssiges Glas, das er durch Blasen ins hölzerne Ende der Pfeife zur Kugel formte. Seine Wangen blähten sich dabei derart auf, dass es so aussah, als könnten sie jeden Augenblick platzen. Als der Einbläser mit seiner Arbeit zufrieden war, reichte er die Pfeife weiter an den Meister, der das Glas mit Glastropfen und Glasfäden, die er aus den Glasbatzen zog, verzierte. Dann brachte der Einträger das fertig geformte Glas in den Kühllofen, wo es bei geringerer Temperatur auskühlten musste.

Jacon betrat das Holzpodest, damit seine Arbeiter ihn bemerkten. Wie auf Kommando sahen alle Männer zu ihm auf, grüßten mit einem knappen Nicken und widmeten sich dann sofort wieder ihrer Arbeit. Jacon bemerkte aus dem Augenwinkel eine Bewegung und schaute zum Kühllofen, wo der Glasmeister ihn zu sich winkte. Er ging zu ihm hinüber, als dieser gerade mit dem Zwackeisen, das einer langen Pinzette mit breitem Bügel glich, ein rotes Weinglas aus dem Ofen zog und es in die Höhe hielt.

»*Très magnifique!* Sehr schön!«, schrie Jacon, da gerade neues Holz in den Ofen gehievt wurde und man sein eigenes Wort nicht verstehen konnte. Er klopfte dem Glasmeister wohlwollend auf die Schulter.

»Morgen sind die letzten Gläser fertig«, versprach der brüllend, und Jacon wiederholte das Schulterklopfen. Er ging soeben zurück zu Romain, der die Glasware aus dem Regal in Kisten mit Stroh verpackte, als sich die Tür des Hüttengebäu-

des öffnete und ein junger Mann eintrat. Sofort schweifte sein Blick suchend umher und blieb an Jacon hängen. Mit eiligen Schritten kam er auf ihn zu.

»Was machst du hier?«, fragte Jacon den Sohn seines Freundes Claude Dupont.

»Mein Vater schickt mich. Ihr sollt schnellstmöglich zu ihm kommen.«

Jacons Augenbrauen zogen sich zusammen, sodass eine tiefe Spalte zwischen ihnen entstand. »Was hat das zu bedeuten?«, fragte er verunsichert.

»Das kann ich Euch nicht sagen. Vater sagte nur, dass es dringend wäre«, erklärte der Sechzehnjährige.

Jacon wandte sich Romain zu. »Ich muss zurück nach Paris. Sorg dafür, dass die restlichen Gläser morgen, am Bartholomäustag, ausgeliefert werden können«, rief er und eilte mit dem Jungen nach draußen.

»Claude, du musst einen dringlichen Grund haben, mich so eilen zu lassen«, keuchte Jacon, als sein Freund ihm die Tür öffnete. Trotz der Hitze hatte er sein Pferd angetrieben, sodass der Wallach des Jungen kaum nachkam. Im Hof hatte er dem Burschen die Zügel zugeworfen und war, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinaufgehastet.

Nun stand er schwitzend, staubig und durstig vor seinem Kameraden aus Kindertagen, dessen angespannte Miene nicht Gutes verriet. Dupont gab Jacon ein Zeichen, leise zu sein. Dann ließ er ihn eintreten und führte ihn in sein Arbeitszimmer.

»Was ist los?«, fragte Jacon erregt, kaum dass die Zimmertür hinter ihm ins Schloss gefallen war. Er betrachtete die zahlreichen Papierbögen, die ausgebreitet auf dem Boden lagen und über die er steigen musste, um zu dem Krug zu gelangen, der auf dem Schreibtisch stand. Er goss sich Wein in einen Becher

und fragte zwischen zwei Schlucken: »Hast du Schwierigkeiten mit dem Bauvorhaben im Louvre, Claude?« Da sein Freund als Baumeister die Verantwortung für den Umbau des königlichen Stadtschlusses trug, lag diese Vermutung nahe.

»Nein, im Louvre läuft alles bestens ...« Dupont stockte, und Jacon blickte über den Becherrand zu ihm hin. »Man hat heute auf Admiral de Coligny ein Attentat verübt«, erklärte er leise.

»Was?«, rief Jacon und fragte im nächsten Atemzug: »Ist er schwer verletzt?«

Claude schüttelte den Kopf. »Es heißt, dass Gaspard de Coligny Glück im Unglück gehabt hatte. Der Admiral habe sich angeblich in dem Augenblick seinem Pagen zugewandt, als der Attentäter den Schuss abfeuerte. Diese Bewegung soll Coligny das Leben gerettet haben, denn die Kugel durchschlug nicht seine Brust, sondern den rechten Unterarm und riss ihm einen Finger der linken Hand ab. Er wird beide Verletzungen überleben.«

»Wer wagt es, den Berater des Königs anzugreifen?«, fragte Jacon fassungslos.

Das Mienenspiel des Baumeisters verhieß nichts Gutes. »Das Haus, aus dem der Schuss abgefeuert wurde, gehört der Familie de Guise.«

Nun weiteten sich Jacons Augen vor Entsetzen. »Wie können sie es wagen!«, rief er ungläubig.

»Die Familie de Guise ist katholischer als der Papst und war schon einmal für einen Krieg verantwortlich. Erwinnere dich an das Blutbad von Wassy vor etwas mehr als zehn Jahren. Damals wurden zahlreiche Hugenotten regelrecht abgeschlachtet, weil der Herzog de Guise nicht akzeptieren wollte, dass die Königmutter den Hugenotten erlaubte, öffentlich Gottesdienste abzuhalten. Als de Guise in Wassy Zeuge eines solchen wurde, wollte er ihn verbieten ...«

»... und der Streit artete zu einem Gemetzel aus«, vervollständigte Jacou den Satz. »Jedes Kind weiß, dass damals der erste Hugenottenkrieg ausbrach.«

»Gerade deshalb verstehe ich nicht, dass die Familie de Guise einem Attentäter Einlass gewährt«, schimpfte Claude und lehnte sich gegen den Schreibtisch.

»Wie – glaubst du, sie wussten, was der Attentäter in ihrem Haus beabsichtigte?«, fragte Jacou erstaunt. »Und woher willst du wissen, dass es keiner von ihnen war?«

Dupont schaute Jacou erstaunt an. »Die Familie de Guise gehört zum französischen Hochadel. Als Anführer der Ultrakatholiken machen sie sich die Finger nicht selbst schmutzig. Jedoch würden sie ohne Hemmungen einen anderen beauftragen. Ihnen ist jedes Mittel recht, um Unfrieden zu stiften.«

»Die Hochzeit zwischen unserem Hugenottenkönig und der Schwester des Königs liegt erst fünf Tage zurück und sollte die beiden Glaubensrichtungen versöhnen! Und nun so etwas!«, rief Jacou schockiert und ließ sich auf einem Schemel nieder. »Weiß man, wie der König reagiert hat? Schließlich hat er für Colignys Sicherheit in diesen Tagen garantiert.«

Claude Dupont holte tief Luft und ließ sie geräuschvoll entweichen. »Ich war nicht dabei, als man ihm die Nachricht überbrachte, aber ich hörte, dass Karl IX. gerade Tennis mit Herzog Henri de Guise, dem Oberhaupt der Familie, gespielt habe. Der König soll über die Nachricht so erschüttert gewesen sein, dass er seinen Schläger zu Boden warf.« Er sah Jacou zweifelnd an.

Der runzelte die Stirn. Doch plötzlich weiteten sich seine Augen, und er flüsterte: »Du fragst dich, ob Karl erschüttert war, weil dieses Attentat passiert ... oder weil es misslungen ist?«

Claude nickte verhalten.

»Wie ist die Stimmung in Paris? Hast du Zeichen sehen können, die uns beunruhigen müssten?«, fragte Jacou erregt.

»Wie du dir vorstellen kannst, verbreitet sich die Nachricht über das Attentat rasend schnell. Welche Folgen das Verbrechen nach sich ziehen wird ... wer weiß das zu sagen?«

»Ich hoffe, dass Karl IX. seinen Admiral aufsucht. Schließlich schätzt er Coligny und hat ihn immer wieder zu Rate gezogen. Der Admiral ist dem König wie ein väterlicher Freund, und zudem ein Kriegsheld, der von vielen bewundert wird.«

»Ach, mein Kopf ist leer, und ich kann nicht mehr nachdenken«, stöhnte Claude. »Ich bete und hoffe, dass dieses Attentat keine Folgen haben wird. Weder für uns Hugenotten noch für die Katholiken. Coligny lebt, und das ist die Hauptsache. Vielleicht habe ich dich umsonst in Angst versetzt«, sagte er und sah seinen Freund zerknirscht an.

»Mach dir darüber keine Gedanken. Ich wäre heute sowieso zurückgekommen. Die Arbeiter in der Glashütte kommen gut voran. Die Gläser werden rechtzeitig fertig sein, sodass ich sie morgen im Schloss abliefern kann. Jetzt gehe ich nach Hause.«

»Wie geht es deiner Frau?«

»Catherine wird in den nächsten Tagen niederkommen.«

»Dann grüße sie von mir. Ich wünsche euch ein gesundes Kind«, sagte Dupont zum Abschied und brachte Jacon zur Tür.

Jacon stieg in seinem Haus die Treppe in den ersten Stock hinauf, als er eine leise Melodie hörte. Sogleich entspannten sich seine Gesichtszüge, und er nahm die restlichen Stufen mit einem Lächeln. Auf dem kleinen Flur vor dem Schlafgemach blieb er stehen. Da die Tür halb offen stand, konnte er das Ehebett sehen.

Seine Frau lehnte mit dem Rücken gegen das Kopfende, während ihr kleiner Sohn neben ihr saß und ihrem Lied lauschte. Catherine wiederholte leise singend den Psalm 23,

den der Pfarrer im Gottesdienst letzten Sonntag vorgetragen hatte: *»Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln, er weidet mich auf grünen Auen und führet mich zum frischen Wasser ...«*

Jacon blieb ruhig stehen, da er Frau und Sohn nicht stören wollte. Catherine hielt die Lumpenpuppe in Händen, die sie für das ungeborene Kind genäht hatte. Sie hoffte, dass es ein Mädchen werden würde. Dann hätten wir ein Pärchen, hatte sie zu ihrem Mann mit leuchtenden Augen gesagt.

Catherine und Jacon hatten sich vor einigen Jahren auf dem Place de Grève am nördlichen Seineufer kennengelernt, als ein plötzlicher Wolkenbruch, der über der Stadt niederging, dazu führte, dass beide unter demselben Baum Schutz vor dem Regen suchten. Rasch waren sie bis auf die Haut durchnässt gewesen, und Catherines Zähne hatten vor Kälte aufeinandergeschlagen. Jacon erinnerte sich noch gut daran, wie sie verlegen versucht hatte, die Strähnen ihres hellen Haars, die sich unter der eierschalenfarbenen Haube hervorgestohlen hatten, zurückzustecken. *»Darf ich Euch meinen Mantel anbieten?«*, hatte er höflich gefragt.

Während sich ihre Wangen rosa verfärbten, hatte sie schüchtern genickt. Nie im Leben hätte Jacon damals gedacht, dass Catherine seine Frau werden würde. Sie hatte ihm auf Anhieb gefallen, doch da sie einige Jahre jünger als er war und zudem aus gutem Haus stammte, sah er kaum eine Chance, sie zu erobern. Nun waren sie schon sechs Jahre verheiratet und wurden erneut Eltern. Jacon seufzte leise. In welcher barbarischen Zeit wird dieses Kind zur Welt kommen, dachte er und fuhr sich erschöpft mit beiden Händen durchs verschwitzte Haar.

Er wischte die düsteren Gedanken beiseite und betrachtete das fein geschnittene Gesicht seiner Frau. Wie blass sie ist,

dachte er. Die Haut wirkte durchscheinend, und unter ihren Lidern lagen dunkle Schatten. Seit Wochen durfte sie ihr Bett nicht verlassen, da sie sonst sich und das ungeborene Kind gefährden würde. Diese Schwangerschaft raubt ihr mehr Kraft als die drei anderen, dachte Jacon. Nach dem Verlust ihres letzten Sohns war Catherine lange Zeit tieftraurig gewesen. Sie hatte sich an nichts mehr erfreuen können. Selbst der kleine Pierre hatte es nicht geschafft, sie zum Lachen zu bringen.

Der Arzt hatte erklärt, dass ein weiteres Kind ihr helfen würde, den Verlust der beiden verstorbenen Kinder zu verkraften. Jacon hatte aber zunächst lange Zeit den Beischlaf vermieden, aus Angst, Catherine könnte schwanger werden. Er war ein tiefgläubiger Mann, der niemals einer anderen Frau nachgeschaut hätte. Seine Religion verbot die körperliche Liebe des Vergnügens wegen, sodass ein Freudenmädchen nicht in Frage kam. Aber Herrgott – sollte er sich sein Verlangen aus den Rippen schwitzen? Doch seit Catherine wusste, dass sie erneut ein Kind bekommen würde, war sie gelöst und entspannt. Selbst das wochenlange Liegen nahm sie geduldig und ohne Jammern hin.

Nach Meinung der Hebamme könnte die Niederkunft in den nächsten Tagen erfolgen. Ist das Kind erst geboren, wird Catherine sicherlich wieder zu Kräften kommen, dachte Jacon.

Er hoffte, dass seine Frau noch nicht von dem Attentat gehört hatte. Er konnte das, was ihm sein Freund Claude erzählt hatte, noch immer nicht fassen.

Gaspard de Coligny ist ein Held, dem es vor wenigen Jahren gelungen ist, im Süden von Frankreich unseren Glauben zu festigen. Nicht auszudenken, wenn das Attentat geglückt wäre. Wann hat dieser unglaubliche Hass zwischen uns Hugenotten und den französischen Katholiken begonnen?, fragte sich Jacon nicht zum ersten Mal. Französische Protestanten glauben doch an denselben Gott wie Katholiken.

Doch schon seit vielen Jahren tobte in Frankreich ein Religionskrieg zwischen diesen beiden Glaubensgruppen, deren Wut aufeinander immer wieder aufs Neue entfacht wurde. Womöglich hat es mit dem Gemetzel vor zehn Jahren zu tun, überlegte Jacon. Dieses Blutbad, das katholische Söldner angerichtet hatten, als sie einen hugenottischen Gottesdienst überfielen, war abscheulich genug, um einen Krieg zu entfachen, überlegte er. Oder war das Massaker in Nîmes fünf Jahre zuvor Auslöser gewesen? Zugegeben: Dass Hugenotten hunderte katholische Kleriker und Mönche niedergemetzelt hatten, war ebenfalls ein scheußliches Verbrechen, das nicht zu entschuldigen war.

Das Lachen seines Sohnes lenkte Jacon von seinen trüben Gedanken ab. Er fühlte sich mit einem Mal erschöpft. Müde fuhr er sich abermals mit beiden Händen über das Gesicht, da hörte er die Stimme seiner Frau, die ihn rief.

»Du bist zurück, mein Lieber«, stellte Catherine mit zarter Stimme fest und sah ihm lächelnd entgegen.

»Papa!«, rief Pierre und warf sich ihm lachend vom Bett aus in die Arme.

»Nicht so stürmisch!«, mahnte Jacon und fing seinen Sohn auf, der die Wange an seinen Hals schmiegte.

Catherine betrachtete ihren Mann und fragte: »Du schaust besorgt aus. Ist alles in Ordnung?«

Jacon wandte ihr seinen Blick zu, und sein Gesichtsausdruck entspannte sich. Er ließ seinen Sohn zu Boden gleiten und bat ihn: »Geh zur Köchin, *mon petit*, und sag ihr, dass ich zurück bin und einen Mordshunger habe.« Dabei verdrehte er die Augen und zeigte auf seinen Bauch, sodass Pierre erneut laut lachte.

»Ich bin nicht *dein Kleiner*, sondern bald ein großer Bruder«, rügte er seinen Vater, der zustimmend nickte.

»Das ist wohl wahr. Jetzt geh, ich komme gleich nach«, sag-

te Jacou und setzte sich zu seiner Frau aufs Bett. »Ich habe dir beim Singen zugehört und wollte nicht stören«, erklärte er zärtlich und küsste ihre Fingerkuppen.

»Du störst nie, *mon chéri*«, erwiderte sie und strahlte ihn an. »Schau, die Puppe ist fast fertig. Ich muss nur noch deine Glasperlen als Augen festnähen und die Naht im Rücken schließen. Wie war die Reise? Lläuft in der Glashütte alles nach Plan?«

Jacou lachte leise auf und streichelte ihre Finger. »So viele Fragen, *ma chérie!*«

»Ich habe dich seit gestern nicht gesehen und will wissen, was du erlebt hast. Seit ich ans Bett gefesselt bin, dürstet es mich zu erfahren, was in der Welt vor sich geht.«

»Das werde ich dir verraten, wenn du dich weiter ausgeruht hast. Derweil wasche ich mir den Straßenstaub vom Körper. Ich werde später wieder zu dir kommen«, versprach er.

Catherine lächelte und führte seine Hand zu ihren Lippen, um die Innenfläche zu küssen. Kaum hatte sie die Augen geschlossen, war sie eingeschlafen.

Jacou ließ seinen Blick über ihr helles, leicht gewelltes Haar schweifen, das einen schwachen Duft nach Lavendel verströmte. Ihre langen Wimpern warfen Schatten auf ihre farblose Wange, die er sanft berührte. Ich darf dir nicht sagen, was mir Claude erzählt hat, denn es würde dich unnötig aufregen, dachte er und beschloss, dass er seiner Frau nur das Schöne von der Welt berichten würde.

⇨ *Kapitel 3* ⇨

Zur selben Zeit in einem kleinen Ort in Frankreich

Der fünfjährige Olivier schob die Tür einen Spalt auf und lugte in den Raum. Die Fenster waren mit dünnen Decken zu-

gehängt, die das Sonnenlicht nur gedämpft hereinließen. Kerzen auf einem Schränkchen beschienen schwach den Strohsack, der als Matratze für das Bett an der gegenüberliegenden Wand diente.

Olivier drückte die Tür weiter auf. Schon schlug ihm der Gestank von Fäulnis und geronnenem Blut entgegen. Angewidert drehte er den Kopf zur Seite und schnappte gierig nach frischer Luft. Dann wagte er erneut, den Blick in die Kammer zu richten und tapfer zur Bettstatt hinüberzuschauen.

Die Frau, die dort lag, war ihm fremd geworden, obwohl sie seine Mutter war. In den Wochen ihrer Krankheit, die die Nachbarn Schwindsucht nannten, hatte sie sich verändert. Sie war hager geworden. Die Wangenknochen stachen spitz aus ihrem blassen Gesicht hervor, und ihre Augen verschwanden beinahe in den Höhlen, die dunkelblau umrahmt waren. Ihre einst liebevollen Gesichtszüge wirkten verzerrt und hart. Falten waren wie mit einem Messer um Augen und Mund eingekerbt. Das hohe Fieber, das die Mutter seit Wochen plagte, hatte ihre Lippen rissig und spröde werden lassen. Bei jeder Bewegung platzten sie blutend auf. Sie stöhnte leise vor Schmerzen.

Wie Olivier sich erinnerte, war die Haut seines verstorbenen Vaters fleckig und mit Pocken übersät gewesen, während die Haut seiner Mutter jetzt glatt wirkte und die Farbe von Schnee bekommen hatte.

Er schaute verängstigt zu seiner Mutter, die mit jedem Keuchen und Röcheln dem Leben einen weiteren Atemzug abzurufen versuchte. Dünnere Blutschweiß lief über ihre Stirn und über ihren Hals und versickerte im Stoff des Leinenhemds. Ein Hustenanfall ließ ihren Körper sich aufbäumen und das Gesicht rot anlaufen. Panisch riss sie die Augen auf und sog gierig Luft in ihre Lunge.

Olivier wollte ihr helfen und wusste nicht, wie. Seine Bei-

ne schlotterten vor Furcht und weigerten sich, ihn zu ihr zu tragen. Als der Hustenkrampf abebbte, legte sich die Mutter ermattet zurück und schloss die Augen.

Er wollte sich gerade davonschleichen, als er ihre kraftlose Stimme hörte: »Komm zu mir, mein Sohn!«

Erschrocken blickte er zu der Matratze. Er hatte nicht gehant, dass die Mutter ihn bemerkt hatte. Noch zögerte er, doch dann fasste er Mut und schob das Türblatt ganz auf. Er trat langsam ein und ging ans Fußende des Lagers. Ein süßlicher Geruch hing über der Mutter, der sich Olivier auf die Zunge legte. Angewidert schluckte er und hoffte so, den schlechten Geschmack loszuwerden. Dann versuchte er, die Luft anzuhalten, um nicht den kranken Mief einzusatmen. Aber kaum hatte er die Wangen aufgebläht, japste er nach Luft.

»Mein armes Kind«, flüsterte die Mutter und streckte die Hand nach ihm aus. Da schüttelte sie erneut ein Hustenkrampf. Dieses Mal spuckte sie Blut, das zwischen ihren Fingern hervorrann. »Reich mir den Becher mit Wasser«, wisperte sie und wischte sich über den Mund. Blutklümpchen klebten an ihrem Handrücken.

Olivier schaute sie mit großen Augen und entsetztem Blick an. Er ekelte sich vor der Kranken, und gleichzeitig hatte er Angst, seine Mutter zu verlieren. »Musst du sterben, wie Vater?«, wimmerte er.

Hastig drehte sie den Kopf zur Wand. Als sie den Blick wieder auf ihn richtete, konnte er Tränen sehen. »Der liebe Gott ist gnädig, mein Sohn, und wird mich schon bald von meinen Qualen erlösen. Du musst keine Furcht haben, da meine Schwester, deine Tante Claire, und ihr Mann sich um euch kümmern werden.«

Olivier schüttelte entsetzt den Kopf. »Ich kenne sie nicht und habe sie noch nie gesehen«, schluchzte er. Tante und Onkel waren Fremde, zu denen er nicht wollte. »Du musst

bei uns bleiben«, weinte er und blickte sich hilflos in der Kammer um. Aber da war niemand, der ihn beschützen würde.

»Du darfst nicht verzagen, mein Kind, sondern du musst stark sein und auf deine kleine Schwester achten. Colette braucht dich!«, erklärte die Mutter und legte sich kraftlos zurück.

Olivier schlang die Arme um seinen dünnen Körper, um das Zittern zu unterdrücken. Die Worte hallten in seinem Kopf nach. Er war noch keine sechs Jahre alt! Wie sollte er seine Schwester beschützen?

»Du bist stark, Olivier, und du schaffst das«, flüsterte seine Mutter, die anscheinend seine Gedanken erraten hatte.

»Was soll ich Colette sagen? Sie ist noch so klein und wird nicht verstehen, warum wir nicht mehr in unserem Zuhause bleiben dürfen«, jammerte Olivier. »Bleib bei uns, Mutter«, flehte er.

»Ich kann nicht, mein Kind. Gott ruft mich, und ich muss ihm gehorchen. Zeichne ein Bild von mir, das du später Colette zeigen kannst, damit sie weiß, wie ihre Mutter aussah.«

»Ich brauche dich auch!«, schluchzte er weinend.

»Trag das Bild an deinem Herzen, dann bin ich dir nahe. Und nun verewige mich«, forderte die Sterbende ihn auf.

Olivier blickte überrascht zu seiner Mutter und wischte sich die Tränen fort. »Ich kann dich nicht zeichnen. Ich bin noch ein Kind«, erwiderte er.

Doch seine Mutter lächelte zuversichtlich. »Gott hat dich mit einem unglaublichen Talent gesegnet. Nutze es, mein Sohn, und zweifle nicht an dir.«

»Ich habe kein Papier«, flüsterte er zaghaft. Die zitterige Hand der Mutter wies zu der Truhe, die an der Wand hinter der Tür stand. »Unter der Wäsche habe ich zwei Bögen und einen kleinen Kohlestift aufbewahrt«, verriet sie mit schwa-

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Deana Zinßmeister

Das Lied der Hugenotten

Historischer Roman
Die Hugenotten 1

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 576 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-48409-6

Goldmann

Erscheinungstermin: Januar 2017

Wenn um den Glauben gekämpft wird, kann nur die Liebe gewinnen.

Paris 1572. In der blutigen Bartholomäusnacht muss der Hugenottenjunge Pierre miterleben, wie sein Zuhause ausgelöscht wird. Sein Vater flüchtet mit ihm und der kleinen Schwester Magali in die Provinz Touraine. Um in Frieden leben zu können, passen sie sich dem katholischen Dorf an. Jahre später ahnen selbst Pierre und Magali nicht, dass sie einmal Hugenotten waren. Doch eines Tages erfährt Pierre durch einen Zufall die Wahrheit und seine Erinnerung kehrt zurück – mit schrecklichen Folgen ...



Der Titel im Katalog